

24. Erzählwettbewerb an der Julius-Springer-Schule

Anerkennungspreis:

Sebastian Emmert für die Kurzgeschichte „Alles nur Theater“

*Ein Spiegel ist das Leben, in ihm sich zu erkennen,
möchte ich das Erste nennen, wonach wir nur auch streben!?*

Friedrich Nietzsche

Vielleicht werde ich irgendwann so sein wie er? Er genießt es sichtlich, sie in den Armen zu halten; scheint es zu genießen, wie sie ihn ansieht, wie ihre ganze Aufmerksamkeit ihm gehört, wie ihr Blick auf ihm haftet, alles von ihm aufzusaugen scheint; ein gänzlich stummes Versprechen, dass sie ganz und gar ihm gehört. Ja, vielleicht werde ich irgendwann so sein wie er!

Doch bis es soweit ist, so muss ich damit leben, ihr jeden Tag nahe zu sein – und doch so fern. Stünde ihr Name nicht im Programmheft und auf ihrer Garderobe, vielleicht wüsste ich ihn gar nicht, doch so hat Schönheit nun einen Namen. Ab und an, wenn wir uns in den verwinkelten Fluren hinter der Bühne über den Weg laufen, schenkt sie mir ein Lächeln. Ich gehe dann vorüber, im Glauben, es erwidert zu haben. Doch im nächsten Moment wird mir bewusst, dass dem wohl nicht so war. Ich suche dann einen Spiegel oder eine andere reflektierende Fläche, um mich selbst sehen zu können. Und stets blicken mir kalte, ausdruckslose Augen entgegen; aus einem Gesicht, das noch nie gelächelt zu haben scheint. Oftmals glauben wir, nur die Rollen zu spielen, die wir im Leben spielen wollen. Der zu sein, der wir aber eigentlich nicht sind. Und so schaffe ich es eben nicht, der für sie zu sein, der ich sein will. Doch auch ihr Lächeln, das sie mir schenkt, ist nicht dasselbe, das sie ihm zu schenken im Stande ist. "Seinem" Lächeln gehört die Welt, "meinem" Lächeln nicht einmal der kleine Flur hinter der Bühne. Sie lächelt, ihre Augen strahlen Wärme aus – aber sie geben eben nicht dieses stumme Versprechen, das sie ihm Abend für Abend gibt.

Es ist kurz vor Mitternacht, als ich hinaus in die Kälte dieses Dezembers trete. Nur wenige Meter sind es bis zur Bahnstation, doch der Wind ist so klirrend kalt, dass ich kaum noch mein Gesicht spüre, als ich endlich die schützenden Unterstände erreiche. Jene sind um diese Uhrzeit nahezu verwaist; es ist ein Wochentag und zudem bin ich in einer Gegend, die nicht sonderlich viel bietet; kein Hotspot, kein Grund also, dass sich viele Menschen hierher verirren. Die letzte Bahn in die Stadt fährt um 12 Minuten nach 12. Ich gehe an den einzelnen verlorenen Seelen vorbei, die ebenfalls in der Kälte warten. Auch wenn ich ihnen bewusst keine sonderlich große Aufmerksamkeit schenke, so bin ich mir sicher, dass, selbst wenn ich es täte, mir Spiegelbilder meiner selbst entgegenblicken würden. Denn wer sich um diese Uhrzeit in dieser Kälte an einem Ort wie diesem noch auf dem Weg befindet, der kann im Leben noch nicht gefunden haben, wonach er sucht. Ansonsten wäre er nicht hier, sondern daheim, in der Geborgenheit des eigenen Lebens. Die Bahn erreicht die Station und ich reihe mich in die kleine Schlange der Rastlosen ein. Gemeinsam warten wir auf das Zischen der sich öffnenden Türen, zusammen und doch jeder für sich allein. Die Türen öffnen sich und entlassen dampfende Wärme auf den kalten Steg, der für einen kurzen Moment ein Bild zeichnet, das einem zugefrorenen See gleicht, auf dem am Morgen sanfter Nebel liegt. Doch so schnell, wie das Bild erscheint, wird es wieder zerstört, durch Beinpaare die in den Zug steigen und den Nebel durchbrechen. Momente sind flüchtig – und doch ist jeder kostbar. Und sei es nur ob seiner Flüchtigkeit. Und sei es nur ob des eigenen Erlebens und des eigenen Bewertens. Ob dessen, wie groß er als eines von vielen Puzzleteilen dessen gilt, aus dem wir uns unsere Erinnerung bauen.

Im Inneren der Bahn verlieren sich die wenigen Menschen, zerstreuen sich nach allen Seiten. Trotz der Kälte der Nacht scheint niemand darauf erpicht, menschliche Nähe und Wärme zu suchen. Anonym streifen alle durch die Gänge, auf der Suche nach einem Platz, nahezu überfordert durch das Angebot an Leere, das sich vor ihnen auftut. Und dennoch immer mit einem

Blick in Richtung Mitfahrer. Insbesondere auf diejenigen, die einen Platz gefunden haben, sodass man weiß, wieviel Abstand man zwischen sich und dem nächsten Rastlosen bringen kann. Ich beteilige mich nicht an diesem Schauspiel, sondern lasse mich in einen Sitz in der Nähe des Einstiegs fallen. Vielleicht ist dies aber auch gar kein Schauspiel im klassischen Sinne. Wahrscheinlich sind die Menschen in diesen Momenten mehr sie selbst als sie es ansonsten den Tag über sind. Den Tag über, wenn sie stets eine Maske tragen müssen. Die Kellnerin, die lächeln muss, obwohl sie Liebeskummer hat. Der Verkäufer, der lächeln muss, obwohl er den Kunden hasst, der das, was der Verkäufer als Monatslohn verdient, in nur 10 Minuten ausgibt. Oder die Putzfrau, die lächeln muss, obwohl sie es hasst den Dreck anderer Leute wegzumachen. Dieses Schauspiel, diese Maskerade einen Arbeitstag lang aufrecht zu erhalten, kostet Kraft. Kraft, die nun, in der letzten Bahn, aufgebraucht ist. Kraft, die man aber braucht, um unter Menschen sein zu können. Von daher ist sie eigentlich nur verständlich, diese Suche nach dem größtmöglichen Abstand zueinander. Nicht unbedingt ob der Anderen wegen, sondern nur sich selbst wegen. Als jeder seinen Platz erobert hat, kehrt Stille ein. Stille, nur begleitet durch das monotone Brummen der Bahn, welches nach ein paar Sekunden durch das Zischen der sich schließenden Türen unterbrochen wird. Und durch sie, die im letzten Moment in den Wagon stolpert.

Sie atmet schwer, muss gerannt sein. Ihre blonden Locken fallen unter der schwarzen Mütze heraus, sind benetzt von der Kälte, die sie mit herein gebracht hat. Kleine Kristalle hängen an jeder Strähne, wie kleine, funkelnde Sterne an einem Himmelszelt, unter dem ich gerne auf ewig lang verweilen würde. Sie lässt sich, ohne mir Aufmerksamkeit zu schenken, auf den Sitz genau vor mir fallen.

Ist das Schicksal? Sicher nicht! Besteht das Drehbuch des Lebens doch nur aus den Zeilen und Absätzen eines unentschlossenen und launischen Verfassers. Der Begriff des Schicksals ist eine Erfindung, ist nicht mehr als der Versuch, die Irrungen und Wirrungen des Lebens zu erklären. Ist per Definition das ultimative Momentum, in dem der Mensch versucht, Situationen und Geschehnisse für sich als etwas darzustellen, das er nicht selbst in der Hand hat. Vermeintlich nicht selbst in der Hand hat. Ich definiere es anders. Definiere das Leben als eine Aneinanderreihung von eigenen Entscheidungen. Mal sind sie gut, mal sind sie schlecht. Mal sind sie einfach belanglos und keines von beidem. Doch sie bringen immer Konsequenzen mit sich. Mal unmerklich, mal glasklar ersichtlich. Jede Entscheidung kann die eigene innere Chaostheorie ins Wanken bringen, jedes Handeln oder Unterlassen kann der Flügelschlag sein, der die eigene kleine Welt unter Wellen versinken lässt. Entscheidungen, die getroffen werden, sind oftmals fatal. Die Menschen, die sie treffen, sind dabei nicht selten furchtbar banal. So sucht sich jeder seinen Weg durch das Mysterium, das er selbst sein Leben nennt. Immer mit sich selbst hadernd, ob die Entscheidungen, die er für sich und sein Leben trifft, die richtigen sind. Irgendwann erkennend, dass man sich verirrt hat, irgendwann erkennend, dass alles richtig war. Irgendwann vor dem Spiegel stehend und sich selbst nicht mehr erkennend, irgendwann sich in den Augen eines anderen sehend, als der, der man schon immer sein wollte.

Und all das und noch viel mehr kann abhängig von einem Moment sein, in dem man spricht oder schweigt, in dem man handelt oder nicht handelt, in dem man lichterloh brennt oder langsam verglüht. Und wenn ich schon nicht an das Schicksal glaube, so muss ich eingestehen, dass dies ein solcher Moment ist, in dem es darum geht, zu sein oder nicht zu sein, in dem es darum geht, die Flügel auszubreiten oder einfach im Kokon der Unbedeutsamkeit zu verkümmern.

Sie nestelt in ihrer Tasche auf dem Sitz neben sich, rutscht dann an der Lehne ihres eigenen herunter und vergräbt ihr Gesicht in einem überdimensionalen Schal; steckt Kopfhörer in ihre Ohren und lehnt den Kopf an die Fensterscheibe. Sogleich beginnt der Bereich um ihren Kopf herum zu beschlagen, so als ob alles, das sie berührt, an Form und Klarheit zu verlieren scheint.

Fährt sie immer mit dieser Bahn? Wenn ja, so ist sie mir noch nie aufgefallen, in dieser Masse an Wenigen, die ich nahezu täglich meine Mitreisenden nenne. Wenn ja, dann war auch sie immer nur eine weitere Rastlose, verdeckt von der Anonymität, verloren in der Leere. Oder ich bin

inzwischen einfach zu abgestumpft, war in den letzten Wochen und Monaten viel zu sehr zu einem Teil dessen geworden, was ich niemals werden wollte: Nur noch ein Teil meiner selbst und meiner eigenen Welt, abgeschirmt durch eine unsichtbare Mauer, an der die Realität abprallt, innerhalb derer ich mir meine eigene schaffe. Mit mir als einzigem Protagonisten. Mit mir als immerwährendem Antagonisten.

Ich wechsele den Platz auf meiner Sitzbank, sodass ich ihr Spiegelbild sehen kann, ohne selbst Teil dessen zu sein. Ein stiller Beobachter, der Anteil an ihrem Leben nimmt, ohne selbst ein Teil davon zu sein. Nicht einmal ein noch so kleines, unbedeutendes Puzzleteil, nicht einmal ein noch so kleines Pigment im Farbenspiel ihres Seins. Im Moment bin ich nicht mehr als Luft für sie – unsichtbar, und doch um sie herum. Nicht greifbar, außer wenn ich einen Sturm entfache. Durch einen einfachen Flügelschlag, ein kurzes Wort, ausgehaucht als leise Brise, endend als Orkan in ihrem Herzen. Ich wünsche mir in diesem Moment des Beobachtens nicht mehr, als meine eigene kleine Welt einfach aufzugeben, mit dem Ziel, ein Teil ihrer Welt zu werden. Ich wünsche mir die absolute, bedingungslose Selbstaufgabe meiner selbst um Eins zu werden mit ihr. Es gibt nicht viele Menschen, nein, eigentlich gab es noch nie einen Menschen für mich, der mich so fühlen ließ; der mir mein eigenes Leben nur durch die bloße Gegenwart als so unbedeutend, so belanglos erscheinen ließ, dass es vor meinen eigenen Augen zu verschwimmen begann. Und dabei war es wohl einfach nur die unsichtbare Mauer, die Risse bekam. Alleine durch ihren Anblick, alleine durch ihr Sein, alleine durch ihr Unwissen, was ich für sie empfinde, was sie in meinem Innern auslöst. In jedem einzelnen der 21 Gramm, die sich meine Seele nennen. Vom ersten Moment an, vom ersten Sehen, vom ersten gegenseitigen Erkennen an war mir klar, dass ich immer ihr und sie immer mir gehören sollte. Dass das Ich dem Gestern angehörte, dass ab heute nur noch das Wir gelten sollte. Von all dem wusste sie nichts und weiß es auch jetzt nicht. Doch ich sehe unsere Zukunft. Bis ins kleinste Detail. Doch zwischen unserer Zukunft, die ich in den schillerndsten Farben male und der Tristesse des Heute liegt immer noch die Realität. Und in der spiegelt sich nur ihre Silhouette in der Fensterscheibe, ich bin darin nicht zu sehen. Draußen hat es zu schneien begonnen. Ich beobachte, wie sie die Schneeflocken beobachtet, die vereinzelt, aber beständig stärker werdend, auf die Scheibe geweht werden. Von meiner Warte sieht es so aus, als würden sie genau auf ihrem Gesicht landen, nur um dann in ihren flüssigen Urzustand zurückzukehren. Was wir waren und was wir werden, ist nicht immer gleich, weder in Form, Inhalt noch Substanz. Alles fließt, es stellt sich nur die Frage wohin.

Ich beginne zu reden. Mit mir selbst. Beginne ihr Fragen zu stellen, gebe mir selbst die Antworten. Beginne mich zu überreden, mit ihr zu reden. Ich habe doch Worte, kenne so viele. Und doch scheint es keine zu geben, die dem Moment angemessen erscheinen. Ich spreche und spreche, verspreche mich dabei. Zerbrochene Vokale liegen vor mir, ich bilde Verse daraus, über die ich stolpere. Ich könnte mich auch einfach stumm nach vorne beugen, ihr auf die Schulter tippen. Sie würde sich umdrehen und ich würde ihr in die Augen sehen. Ich würde mich in ihren Augen wiedererkennen, ich würde in ihrem Erkennen diesen Blick erkennen, der eigentlich nur ihm vorbehalten ist. Und dann würde ich vielleicht endlich so sein wie er. Aber der Antagonist in mir lässt das alles nicht zu. Und so bleibt sie während der Dauer der Fahrt einfach nur der Mensch für mich, den ich gerne ansehe, den alleine das Aussehen zu jemandem macht, in den ich mich unsterblich verlieben könnte; in den ich mich unsterblich verliebt habe. So verharre ich einfach in meiner Position, beobachte, wie ihre Lider immer schwerer werden, wie sie gegen die Müdigkeit anblinzelt, während wir gemeinsam die Lichter der schlafenden Stadt beobachten, wie sie an uns vorbeiziehen. Bis wir uns trennen, zwei Stationen vor der meinen.

Sie steht auf, streckt sich, schüttelt die Müdigkeit aus ihren Gliedern und steigt ohne zurückzuschauen aus der Bahn. Die Dunkelheit umfängt sie, entreißt sie mir gewaltsam und gibt sie nicht mehr her. Ich starre lange den Punkt an, an dem sie verschwand, an dem sie verloren ging. Dann wechsele ich den Sitzplatz, spüre ihre Wärme, die sie hinterließ, male ihre Silhouette in den immer noch beschlagenen Teil der Scheibe. Ich suche nach diesem einen Lied in meinem Handy, finde es und stecke mir die Kopfhörer in die Ohren. Ich fühle mich wie selten zuvor. Ich fühle mich selbst. Ich bin sicher, dass sich heute Nacht etwas verändert hat. Dass ab heute Nacht alles besser werden wird.

Ich verpasse meine Station.

Am nächsten Abend sehe ich sie wieder. Die Müdigkeit in ihren Augen ist Konzentration gewichen. So wie immer vor Auftritten. Die Schauspieler bilden einen Kreis, wünschen sich Glück. Ich starre nur sie an, doch sie ist woanders, ist jemand anders. Sie hat sich in ihrer Rolle gefunden. Irgendwann wird das auch mir gelingen.

Irgendwann werde ich meinen Antagonisten besiegen.

Irgendwann werde ich so sein wie er

Sie geht auf die Bühne. Applaus brandet auf. Ich höre die ersten Sätze.

Irgendwann werde ich so sein wie er

Der Regisseur gibt das Zeichen.

Irgendwann werde ich so sein wie er

Ich gehe auf sie zu, nehme sie in die Arme und küsse sie.

Irgendwann werde ich so sein wie er. Nicht nur in den nächsten zwei Stunden.

In denen bin ich er. Aber in denen ist alles nur Theater.



Sebastian Emmert, geboren am 6.10.1985 in Stuttgart, machte 2007 sein Abitur in Mannheim. Bis zu seiner Ausbildung zum Buchhändler (2014) arbeitete er Vollzeit als Parlamentarischer Mitarbeiter bei einem Landtagsabgeordneten

Seit längerem macht er Musik und schreibt seine eigenen Texte dafür. Ob lyrisch oder episch ist abhängig von der Stimmung: passt das Thema eher zur Musik oder wird besser eine Kurzgeschichte daraus? Als er vor einem Jahr mit seiner Geschichte „Ende der Durchsage“ den ersten Preis erhielt, hatte er gerade Bukowski gelesen. Ihn inspirierte der Gedanke, wie es ist, wenn man dasteht und nicht weiß, wie es weiter gehen wird. Er glaubte, dass vielen Leuten in seiner Altersklasse dieses Gefühl vertraut ist, und er sagte, er kenne sich in der Gefühlslage seiner Protagonisten aus: sich im Leben treiben lassen und das Bedürfnis nach Struktur haben.

Dass er nun zum zweiten Mal eine Anerkennung bekommt, freut ihn sehr. In der Kurzgeschichte „Alles Theater“ geht es ihm vor allem um das Motiv, dass jeder im Leben Rollen spielt. Der Mensch, der man bei der Arbeit ist, kann sich total

unterscheiden von dem privaten Menschen.

Sebastian Emmert hat immer geschrieben, er wird auch weiter schreiben. Es hängt – nach seiner Aussage – alles am Motiv. „Wenn eine schöne Frage da ist, wird sie verfolgt. Was nicht da ist, kann nicht verfolgt werden.“
(O-Ton Emmert, im Interview mit M. Hiesinger am 27.04.2016)